

R E D E

des Generalbevollmächtigten der Stiftung Schloss Neuhardenberg GmbH,
Bernd Kauffmann,

zur Eröffnung der Ausstellung »Gehen oder Bleiben?«

am 2. September 2007

Es gilt das gesprochene Wort.

Sehr geehrter, lieber Herr Linke,
sehr geehrte Frau Linke,
sehr geehrte Dargestellte (wenn ich Sie hier einmal so pauschal begrüßen darf)
meine sehr geehrten Damen und Herren,

haben Sie Dank dafür, daß Sie heute zur Eröffnung unserer Foyerausstellung »Gehen oder Bleiben?« gekommen sind

Das Thema der Ausstellung, die wir heute eröffnen, ist so brisant wie aktuell und dauerhaft, daß sich manches dazu sagen ließe, und ein wenig möchte ich diesem Bedürfnis auch nachgeben. Davor aber bitte ich Sie, meine sehr geehrten Damen und Herren, um die Erlaubnis, einem anderen Bedürfnis zuerst nachgeben zu dürfen, dem Bedürfnis zu danken.

Sehr geehrter, lieber Herr Linke, als Sie Mitte Juli des vergangenen Jahres mit Ihrer Frau auf mich zukamen, um mir Ihre neue Ausstellungsidee zu präsentieren, war ich sofort davon mehr als nur angetan. Nicht nur von der Idee als solcher – darauf werde ich gleich zurückkommen –, sondern auch von der Art und Weise, wie Sie sie umzusetzen planten. Nach diesem Gespräch schreiben Sie mir, ich darf das doch öffentlich zitieren? Sie schrieben: »Ich möchte einen Zustand beschreiben, erzählen, ins Gespräch kommen, nachdenken, Mut machen und vor allem mit tiefen Portraits emotional berühren. [...] Der Inhalt der Bilder ist mir vor allem wichtig. Dieser soll die Form bestimmen. Und ich will Fragen stellen, ich weiß keine Antworten. Die Freiheit des Betrachters muß bleiben.«

Sehr geehrter, lieber Herr Linke, ich denke, das, was im Foyer zu betrachten ist, ist mehr als beredter Beweis dafür, daß Sie Ihre Vorsätze, wenn ich das eben Zitierte einmal so nennen darf, gewissermaßen ohne jeden Abstrich »ganzheitlich« ins Werk gesetzt haben. Ihnen gebührt darum mein erster, mein größter Dank!

Und wenn ich im folgenden einmal von »linkischen Photos« spreche sollte, dann meine ich es in diesem Sinne, und nicht in dem einer großen »Unbeholfenheit«.

Mein zweiter Dank aber schließt sich gleich an. Denn die Umsetzung der Idee Günter Linkes hätte keineswegs gelingen können, wären nicht die Dargestellten bereit gewesen, dem Photographen, seiner Kamera und seinem Tonbandgerät ihr Haus und ihre Seele zu öffnen und sich dem Objektiv auszusetzen. So berührend, so unmittelbar und unverfälscht gelingen Portraits im weitesten Sinne nur, wenn es zu einem wahrhaften Miteinander zwischen dem Darstellenden und dem Dargestellten kommt, wenn die Dargestellten sich im tiefsten und wahrsten Sinne des Wortes einlassen. Ihnen allen gebührt darum mein großer Dank von Herzen.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, bitte gestatten Sie mir noch einige Anmerkungen zur Sache selbst, zum Thema der Ausstellung »Gehen oder Bleiben?«.

Die Frage »Gehen oder Bleiben?«, die auf den ersten Blick eher an eine therapeutische Beziehungsberatung für taumelnde Partnerschaftshängepartien denken läßt, diese Frage ist das Ergebnis einer demographischen Verwerfung, die auch hier im vorpolnischen Raum ins Haus steht.

Und diese »Verwerfung« ist alles andere als beruhigend und zwar nicht nur hier in Brandenburg, sondern in vielen Teilen Ostdeutschlands, und selbst nicht nur dort, sondern auch im Bayrischen Wald, in der Eifel, in Teilen Nordhessens, in der Oberpfalz und selbst z. B. im schönen niedersächsischen Harz. Überall wird die Landschaft zurückkommen, weil die Menschen gehen – und weil es zur Zeugung neuer Exemplare unserer Spezies nur noch begrenzt kommen will.

Aber es ist nicht nur der mangelnde Zeugungswille der deutschland-, besser europaweit grassiert. Im deutschen Osten kommt noch ein weiteres hinzu. Es sind die Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten in den meisten Berufen hier im Osten, die bis heute deutlich niedriger, als in den alten Bundesländern ausfallen.

Noch heute kehren deshalb Jahr für Jahr weit mehr Menschen den neuen Bundesländern den Rücken, als sich dort neu niederlassen.

Hinter diesem Verlust verbirgt sich wiederum ein weiteres und weitgehend bislang unerforschtes Phänomen: die überproportionale Abwanderung junger Frauen. Seit über 10 Jahren ziehen – per Saldo – deutlich mehr Frauen als Männer aus ihrer ostdeutschen Heimat fort. In der Folge ist mittlerweile in den neuen Bundesländern, auch hier in diesem Bundesland ein erheblicher Überschuss an Männern in der Altersgruppe der 18- bis 34-Jährigen entstanden. Besonders betroffen sind periphere, wirtschafts- und strukturschwache Regionen, wo bis zu 25 Prozent der jungen Frauen fehlen, entsprechend mehr Männer also zurückbleiben.

Diese Frauendefizite der neuen Bundesländer sind bis heute europaweit ohne Beispiel. Selbst Polarkreisregionen im Norden Schwedens und Finnlands, die seit langem unter der Landflucht speziell von jungen Frauen leiden, reichen an ostdeutsche Werte nicht heran.

Unstreitig ist weiter, daß tendenziell nicht nur die jüngeren und weiblichen Personen abwandern, sondern auch jene mit besserer Qualifikation. Umgekehrt bleiben eher die sozial Schwächeren der Gesellschaft, die Älteren und jene mit geringwertiger Ausbildung

zurück, Menschen also, die über niedrige Einkommen verfügen und für die es generell schwierig ist, Beschäftigung zu finden. Genau diese misslichen Lebensverhältnisse erschweren es, den weiteren wirtschaftlichen und demographischen Abwärtstrend aufzuhalten oder gar umzukehren.

Da sich dieser Zustand bereits über Jahre verfestigt, ist zu befürchten, daß in den entsprechenden Regionen eine neue, männlich dominierte Unterschicht entstanden ist, die sich dauerhaft zu etablieren droht.

Die deutsche Öffentlichkeit hat Ende 2006 kontrovers darüber zu diskutieren begonnen, ob es in Deutschland so etwas wie eine neue – wie ich sie eben genannt habe – Unterschicht überhaupt gibt.

In der aufflammenden Diskussion bezeichnete Vizekanzler Franz Müntefering diesen Begriff der Unterschicht als Erfindung »lebensfremder Soziologen« und verkündete, es gebe in Deutschland überhaupt keine Schichten. Ministerpräsident Matthias Platzeck wiederum, in dessen Bundesland nicht wenige der betroffenen Regionen liegen, empfand diese Meinung als »Realitätsverweigerung«.

Auch Bundespräsident Horst Köhler meldete sich zu Wort: Er störte sich überhaupt nicht an dem Begriff der Unterschicht, als an den »Fakten, die dahinter stehen«. Die Debatte habe vielmehr ans Licht gebracht, »wie viele Menschen in Deutschland sich ‚aussortiert‘ fühlen; ja daß viele Transferempfänger inzwischen gar nicht mehr den Anspruch haben, ein selbst bestimmtes Leben zu führen, sich Ziele zu setzen und sich ins Zeug zu legen....«.

Die erregte Diskussion um die neuen Unterschichten, besser das sog. Prekariat, macht meiner Auffassung nicht nur deutlich, daß der Wunsch nach politischer Korrektheit der Wahrnehmung und Benennung von Problemen massiv im Weg stehen kann, sondern auch, welche Wissenslücken in der Betrachtung der wirtschaftlichen und demographischen Umbrüche klaffen, die das Land erfasst haben. Und so kursieren auch über die Auswirkungen der geschlechterselektiven Wanderungsprozesse bestenfalls Vermutungen. Lediglich Journalisten haben die Folgen des Männerüberschusses in den neuen Bundesländern thematisiert. So schreibt FAZ-Herausgeber Frank Schirrmacher z. B. angesichts der hohen Wahlergebnisse der rechtsextremen NPD bei der Landtagswahl 2006 in Mecklenburg-Vorpommern von »Triebwählern«. Von jungen, partnerlosen Männern, die aus Frust über ihre unerfüllten Männerphantasien zum rechten Rand des politischen Spektrums driften. Aggressivität, Gewaltbereitschaft, Mitleidlosigkeit seien Kennzeichen dieser Milieus, soziale Auffälligkeiten, bei denen staatliche Institutionen versagen, weil sie sich selbst durch wirtschaftliche Alimentierung nicht regulieren lassen.

Ich denke meine Damen und Herren, die bedeutende Stadt Mügeln, die im Volksmund schon »Prügel« genannt wird, läßt herzlich grüßen und das noch verstärkt durch ihren Oberbürgermeister, der mit jedem Wort, das er in den Medien weiter daherredet deutlicher werden läßt, daß er immer noch nicht begriffen hat, daß er längst nicht mehr nur einen Sturm im Wasserglas produziert oder Vollbäder in irgendwelchen Fettnäpfchen nimmt, sondern vielmehr kontinuierlich Luntten an Pulverfässer legt, deren Feuer man mit solchem verbalen Verdrängungspathos nicht mehr löschen kann.

Wie dem auch sei, für solche regionalen Verwerfungen wie auch für diese in diesem Land ist der Begriff »Wolfserwartungsland« nicht der schlechteste. Denn die Bezeichnung »Wolfserwartungsland« – ein skurriles Label, nicht ohne Schauer ausgesprochen – ist in diesem Landstrich hier, in der Uckermark und in manch anderer deutschen Region längst von den Tatsachen eingeholt: Der Wolf ist da, weil ihm der Mensch das Feld geräumt hat – und es handelt sich nicht, wie einige irrtümlich meinen könnten, um Hitlers Hund oder die mutierte Ausgabe eines Problembären, den man einfach erschießen kann.

Nein, meine Damen und Herren, diese Prozesse sind sicher nicht leicht aufzuhalten. Es wird uns vielfach nichts anderes übrigbleiben, als mit ihnen leben zu lernen.

Einen solchen ländlichen Raum, aber auch manch schrumpfende Stadt, unter den Bedingungen des Bevölkerungsrückgangs als attraktiven Lebensraum des Menschen wirklich lebendig zu erhalten, dazu bedarf es überzeugender, wegweisender Kreativitäten, die nicht schon dann ihren Namen verdienen, wenn man jedem dritten »Flecken« das Zauberwort »Tourismushighlight« samt zementiertem Spaßbad mit angeschlossener »Wellness-Wunder-Werkschau« verpasst oder anhängt.

Das alles, meine Damen und Herren, beginnt bereits vielmehr da, wo es gilt, auch die jungen Menschen, die hier noch leben, hier zu halten. Und zwar nicht in irgendeiner verirrtten, springerstiefelnden Wehrsportgruppe, die sich neuerdings auch in sorgsam gescheitelter Bürgerlichkeit als Nachbarschaftshilfeverein, als Sport- oder Musikgruppe etikettenschwindelerregend anzudienen beginnt.

Und es ist ganz sicher auch nicht damit getan, in Modellregionen Bücherbusse touren zu lassen, und die Ärzteversorgung zu verbessern. Auf der nächsten kulturellen Schwundstufe müssen dann voraussichtlich die »Mobilen Ärzte« gleich das Bücherlesen mit übernehmen, oder die älteren Menschen selbst zu Chauffeuren der Essen auf Rädern mutieren.

Natürlich – und das wird vielfach allzu schnell übersehen – stecken auch Chancen in diesen Lebensräumen, in dieser Region, in diesem Land und seiner gezielten Entwicklung. Beinahe täglich erleben wir es hier vor unserer Haustür, daß die Menschen nicht erst seit gestern angefangen haben, sich selbst zu helfen. Wir sehen aber auch, daß unendlich viele Privatinitiativen hier klug, beharrlich und engagiert einen erheblichen Beitrag zur lebendigen Erhaltung einer Region leisten, am Ende doch entnervt aufgeben.

Sie scheitern an einer deutschen und europäischen Bürokratie, die immer groteskere Blüten treibt. Der deutsche oder europäische Antrags- und Förderdschungel zum Beispiel, für private Initiativen längst vollkommen undurchdringlich, weist zunehmend Anzeichen eines sich selbst perpetuierenden Systems ohne output auf – im Sinne einer bahnbrechenden Untätigkeit und eines bürokratischen Patts, und wenn doch einmal etwas herauskommt, dann wird zum Beispiel in einer anderen Problemregion eine überdachte Wanderstation am Waldesrand zur Managementzentrale für nicht vorhandene Touristenströme, und mancher pittoreske Unfug wird über- und zu Tode finanziert. Zunehmend muten die Förderrichtlinien an, als sei der hymnische Ausspruch »per aspera ad astra« zum finalen »per aspera ad acta« mutiert.

Andererseits gelingt aber vieles, vieles macht Mut und vieles trägt dazu bei, einer Region, einem Landstrich jenseits von Ökonomie und jenseits der Macht der Zahlen das Gefühl von Identität und Selbstbewusstsein zurückzuerstatten, das namentlich in Ostregionen von manchen Wendeimporten nach Konquistadorenmanier bis zur persönlichen Unbehaustheit zerstört oder zerrüttet wurde.

Insofern ist es mein dringlicher Wunsch an die Verwalter dieser Region, den vielen Ideenträgern im und auf dem Land mit engagiertem Rat beim Reiten und Zähmen der Bürokratie und beim Lichten des Dschungels kreativ behilflich zu sein und nicht noch »öffentlich – rechtlich draufzusatteln«, um das private Engagement dann total zu ersticken.

Vielleicht, meine Damen und Herren, vielleicht ist ja auch diese kleine Ausstellung wenigstens eine ebenso kleine Münze für das Haben oder Wiedererlangen eines brandenburgischen Selbstbewusstseins und Bürgersinns.

Vielleicht stärkt sie das Empfinden des Einzelnen, als selbstbewusster Bürger dieses Landes mit Aufmerksamkeit und Konzentration in seiner Arbeit und in seinem Sein als Teil eines großen Ganzen wahrgenommen zu werden, der sich um die Dinge des Landes, d. h. um die Dinge der Heimat »einen Kopf« macht und eben nicht gehen, sondern mit seiner Familie, all den Menschen, mit denen er zusammenlebt, hier bleiben will.

Denn mittlerweile kann man es nun wirklich als selbst von den hartgesottensten Ökonomen nicht mehr bestrittene Binsenwahrheit bezeichnen, daß vornehmlich die Menschen es sind, die mit ihrem Selbstbewusstsein und Bürgersinn einem Land bzw. einer Region jene Identität vermitteln, die sie im Zuge eines sich vergrößernden Europa mehr denn je benötigt, um sich das Profil zu verschaffen, das es vor der schleichenden Verwechselbarkeit bewahrt.

Und diese bzw. solche Menschen sind es denn dann auch, die hier auf den »linkischen Photos« in schwarz-weiß und ohne Farbe zu Blick und Wort kommen.

Sie klagen eben nicht – wie unverbesserliche westelbische Westler es immer wieder behaupten oder vermuten – in typischer, depressiver »Ossi-Jammermanier« über den bevorstehenden Untergang, d. h. die totale Flächenstilllegung ihrer Region.

Nein, sie wissen allesamt um die Wirklichkeit der Lage, sie verdrängen sie keineswegs. Ihre Zuneigung zu ihrer Heimat bleibt aber davon unberührt, auch wenn sie melancholisch durchsetzt ist. Sie wissen eben um den Wert von dem, was wir Heimat meinen und schöpfen daraus ihre Kraft und ihr Engagement, mit den neuen Wirklichkeiten umzugehen, ihnen zu begegnen, ohne den Blick für andere Möglichkeiten zu verlieren.

Sie wissen eben um den Wert ihrer selbst, und haben längst davon Abstand genommen, auch nur irgendetwas von einer Regionalpolitik zu erwarten, die längst dazu übergegangen zu sein scheint, dienstzeitgemäß ihren eigenen Schreibtisch zu bewachen.

Müßte ich heute meinen Eindruck von der »linkischen« Arbeit anders formulieren als sie im Titel »Gehen oder Bleiben« zum Ausdruck kommt, ich würde beim Betrachten der

Photos zu Franz Kafka's Zustandsbeschreibung Zuflucht nehmen, die da lautet: »Alle etwas seekrank, aber auf festem Boden«.

Nun ist es soweit. Die Ausstellung »Gehen oder Bleiben?« ist hiermit eröffnet. Draußen erwartet Sie, meine sehr geehrten Damen und Herren, Brot, Wein und Wasser, zu dem wir Sie herzlich einladen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Quellenhinweis

»Not am Mann«

Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer
Berlin-Institut, Mai 2007